

Der neue Stern erreicht den Himmel nicht

Gleiche Generation, andere Ansichten – der Hürdensprinter Dayron Robles und die Stabhochspringerin Yarisley Silva aus Kuba

Ihr erster Trainer ist nicht mehr in Kuba, der beste Athlet ihrer Zeit ebenso wenig – doch die WM-Dritte Yarisley Silva geniesst die Vorteile der Heimat.

bsn. · Es war der Abend, an dem Kubas alter Stern nicht wieder erstrahlte und der neue den Himmel nicht fand. Denn es war der Abend, an dem der Hürdensprinter Dayron Robles in Zürich bloss Rang 7 belegte und die Stabhochspringerin Yarisley Silva den Diamond-League-Triumph im letzten Moment preisgab. Dumm gelaufen. Denn auf Silva ruhen die Hoffnungen der kubanischen Leichtathletik, die einst Robles erfüllte, als er noch Lust dazu hatte.

Die Geschichte ist kompliziert, denn sie gehört zu Kubas Sportgeschichte, in der es nie nur um Sport geht, sondern auch um Politik. Beginnen wir deshalb nett und simpel, mit einem Lächeln.

Aus der Höhe in den Sand

Mit einem müden, milden Lächeln. Geht's um Sport, hat Yarisley Silva für ihre Liebsten bloss ein müdes, mildes Lächeln übrig. Die Mutter? War Speerwerferin, aber höchstens regional etwas anerkannt. Die Tante? Betrieb Siebenkampf, etwas besser als die Mutter, aber auch ohne internationale Ausstrahlung. Der Bruder? Vielleicht ein netter Kerl, aber ein Couch-Potato. Der Freund? Ein Ringer, aber nie so gut wie der Landsmann namens Mijain Lopez, ein Bär von einem Mann, fast 2 Meter gross, 120 Kilogramm schwer, zweifacher Olympiasieger. «Und übrigens», sagt Yarisley Silva, und übrigens wohne ihr Freund nicht im selben Haus wie sie – sie habe keine Lust, ihn durchzufüttern. Silva kann eine lustige Nudel sein. Wer den kubanischen Menschenschlag nicht kennt, weiss nicht so recht, ob die humoresken Einlagen gespielt sind. Seit bald drei Monaten war sie nicht mehr in der Heimat. Ihr Rückzugsort war in Spanien, Alcalá de Henares, eine Stadt nahe Madrid, die kubanischen Leichtathleten seit Jahren als Europa-Basis dient. Aber Silva hat Heimweh, weshalb sie sich auf das Saisonende freut. Bei



Dayron Robles gehört nicht mehr zum Nationalteam.

aller Liebe für den Sport, trotz Erfolgen. Silva ist das neue Aushängeschild Kubas, was ungewöhnlich genug ist, weil sie Stabhochsprung betreibt.

Diese Disziplin hat im Land keine Tradition; ernstzunehmende Anlagen gibt es kaum, Silvas erste Sprünge mussten im Sand der Weitsprunggrube enden. Als Mädchen hatte sie sich in jeder erdenklichen Sparte versucht, kein Wunder, mit einer Speerwurf-Mutter und einer Siebenkampf-Tante. Alsbald machte ihr der Trainer den Stabhochsprung schmackhaft. «Professor Nilo» habe der Coach geheissen, sagt Silva, die Erinnerung weckt wieder die fröhliche Nudel in ihr, sie lacht. Doch «Professor Nilo» lebt nicht mehr in Kuba: Eine Reise nach Mexiko hat er dazu genutzt, um für immer dort zu bleiben.

Im Alter von 13 sprang Silva 2 Meter 60 hoch, mit 15 gewann sie die kubanische Schülermeisterschaft, mit 19 über-

querte sie 4,25, mit 21 nahm sie an den Olympischen Spielen in Peking teil. Damals durchlitt sie ein Jahr voller Schwermut, doch Olympia 2008 öffnete ihr die Augen, dass Jelena Isinbajewa, die Königin der Lüfte, keine Überfrau ist. Silva besuchte einen Psychologen, «einen Professionellen, keinen Mediziner». 2012 gewann sie Olympiasilber; 2013 ist sie mit 4,90 die Jahresbeste, in Moskau hat sie WM-Bronze gewonnen.

Nicht ins Leben einmischen

Kuba hatte in den letzten zwei Jahrzehnten Idole wie die Mittelstreckenläuferin Ana Fidelia Quirot, den Hochspringer Javier Sotomayor oder den Weitspringer Ivan Pedroso. Quirot war das Liebling des früheren Staatschefs Fidel Castro, der «Spiegel» schrieb einst: «Wenn sie von ihrem Land (als grosser Familie) spricht, ähnelt das den



Yarisley Silva ist das neue Aushängeschild Kubas.

BILDER NZZ-FOTOGRAFENTEAM

Reden Fidels, in denen er obligatorisch «Tod oder Sozialismus» beschwört.»

Aber Kuba hatte eben auch den Stern, der nicht mehr glühen will: den Hürdensprinter Robles, 2008 Olympiasieger und vier Jahre lang Weltrekordhalter, aber nie müde, das Regime in Frage zu stellen und mehr persönliche Unabhängigkeit einzufordern. Erst vor einigen Monaten kapitulierte er. Robles verabschiedete sich aus dem Nationalteam und nutzte die gelockerten Gesetze für eine legale Ausreise. In Zürich startete er mit einer monegasischen Lizenz; doch das noble Monte-Carlo-Leben leistet er sich nicht, auch er wohnt in Alcalá de Henares bei Madrid.

Als die NZZ Robles vor zwei Jahren zum Gespräch traf, sagte er ohne Zurückhaltung, seine Preisgelder flössen zum Staat, «directo». Dieser Tage indes gab Robles keine Interviews, womöglich wollte ihn das Management vor zu

viel Rummel schützen. Oder vor sich selber. Doch was Robles sagte, dachten einige. Jüngst setzte sich auch Orlando Ortega ab, der zweitstärkste kubanische Hürdensprinter; in Leichtathletik-Kreisen wissen die meisten nicht, wo er ist.

Ortega war 1991 zur Welt gekommen, Robles Ende 1986, Silva einige Monate nach ihm. Doch derselben Generation anzugehören, heisst nicht, dieselben Gedanken zu haben. Sie mische sich nicht in das Leben anderer ein, sagt Silva; sie übt keine Kritik an Robles, aber am Staatssystem schon gar nicht. Silva verweist auf Reformen und erzählt von den Vorzügen, die ihr die Erfolge bringen: Eine lebenslange Rente ist ihr garantiert, zudem hat sie vom Staat ein Haus bekommen und ein Auto.

Es ist dieses Haus, in dem sie mit ihrer Familie wohnt, aber ohne Freund. Und es ist ein Auto, das sie noch nicht fahren kann, weil ihr der Ausweis fehlt.

Verloren ohne die Lotsen

Schlag auf Schlag – die Speaker rasen mit dem Publikum durch das dichte Programm

cen. · Es ist ein seltsames Bild: Ein Grüppchen von Leuten in offiziellen T-Shirts kauert vor ein paar Bildschir-men. Sie rufen Daten ab, wühlen in Papieren, werfen einen Blick durch den Feldstecher, angespannt und konzentriert zugleich. Jeder hat eine Aufgabe, alle folgen einem Plan. Das Team ganz oben im Stadion ist dafür zuständig, das Geschehen im Stadion zu kommentieren. Die Stimmen von Janine Geigele und Andreas Schmid führen das Publikum durch den Abend. Sie helfen ihm, sich zurechtzufinden, weisen sanft wie verständige Eltern darauf hin, wenn es still sein muss, und feuern an, wenn ein Energiestoss nötig ist.

«Halb krank»

Geigele hat im Vorjahr zum ersten Mal nach einer Pause wieder kommentiert; eigentlich ist sie ein alter Hase. Vor 20 Jahren war sie bereits Speakerin am Meeting im Letzigrund. «Halb krank», sei sie damals gewesen vor Nervosität. Bei ihrem Comeback ist sie nur noch aufgeregter, obwohl die Aufgabe komple-



«Ich muss schauen, zuhören, denken, reden.»

Janine Geigele
Speakerin

xer ist als damals. Das Korsett ist enger, weil die Kommentare an die Bilder auf dem Screen über der Südkurve und die TV-Übertragung gekoppelt sein müssen. Zudem hat sich der Sportanlass zu einem Unterhaltungsevent gemauert – mit DJ, mit Eröffnungsfeier, mit Feuerwerk, mit Jingles. Es ist das Meeting mit dem dichtesten Programm: Nirgendwo findet in so kurzer Zeit so viel statt wie im Letzigrund. Dort wird gehüpft, da geworfen, und rundherum kreisen die Langstreckenläufer. Umso wichtiger ist es, die Zuschauer an der Hand zu nehmen – sie wären verloren ohne die Lotsen. Nur: Wie gelingt es den Speakern, den Fokus genau dorthin zu richten, wo sich etwas ereignet? Janine Geigele und Andreas Schmid verlassen sich auf Späher; Helfer, die sich auf einen Wettbewerb konzentrieren und melden, wenn es etwas zu beachten gibt. Am Donnerstag sind Matthias Rusterholz, Schweizer Rekordhalter im 400-m-Lauf, und Cédric El-Idrissi, ehemaliger Hürdenläufer, im Einsatz. Sie sind ungemein wertvoll, weil sie über ein profundes Wissen

verfügen. Anspruchsvoll macht den Speaker-Job neben dem Tempo die Komplexität. «Schauen, zuhören, denken, reden», müsse sie, sagt Geigele – alles gleichzeitig und ohne die Konzentration zu verlieren. Von überall stürmen Informationen auf sie ein: Regisseur und Späher melden sich, Informationen flimmern über den Bildschirm, und in jeder Stadionecke kann eine Entscheidung fallen. Üben kann man den Einsatz nicht. Geigele und Schmid bleibt nichts, als zu lernen, was vorhersehbar ist. Das heisst, jedes Meeting der Saison zumindest am Fernsehen zu verfolgen, Artikel zu lesen, sich die Gesichter und die Namen der Athleten einzuprägen. Damit sie bei diesen sattelfest ist, hat Geigele am Donnerstagsmorgen mit einem erfahrenen Reporter der BBC geübt. Und am Abend vor dem Meeting hat sie sich die Einleitungssätze für die einzelnen Disziplinen notiert – kleine Inseln im Gesprächsstrom, der locker, sicher und kompetent erscheinen soll.

Schnell weiter

Für Spontaneität ist im straffen Programm wenig Platz. Es geht Schlag auf Schlag. Geigele findet es schade, dass praktisch keine Zeit bleibt, um mit dem Publikum zu spielen, auch einmal einen Spruch zu machen. Ihr Job gleicht dem einer japanischen Reiseführerin. Kurz Verweilen, rasch informieren – und schon geht es weiter zum nächsten Höhepunkt.

Luftmangel nach Höhenflug

Speerwurf-Weltmeisterin Christina Obergföll wird Zweite

ajk. · Endlich wird sie dem Publikum so vorgestellt, wie sie es sich seit Jahren wünscht: Christina Obergföll, Speerwurf-Weltmeisterin. So lange hatte sie darauf hingearbeitet, Rückschläge erlitten, gar an Rücktritt gedacht. Und dann, als sie sich beinahe damit ausgesöhnt hatte, dass der Spitzname «Die Unvollendete» haften bleiben würde, weil sie an sechs Grossanlässen Medaillen gewann, aber nie eine goldene – genau dann triumphierte sie an den WM in Moskau.

Nach einem derart emotionalen Höhenflug kommt es öfters vor, dass die Luft draussen ist. Bereits letzte Woche musste sie sich am Diamond-League-Meeting in Stockholm geschlagen geben. In Zürich flog der Speer beim besten Wurf gerade einmal auf 63,36 Meter, vier Versuche waren ungültig. Es reichte zu Rang 2 hinter der Russin Maria Abakumowa. Den Sieg in der Diamond-League-Gesamtwertung hat Obergföll indes schon seit Ende Juli auf sicher.

Nach dem Weltmeistertitel hätte sie die Saison auch beenden können. «Aber die Form ist noch da, alles läuft wie am Schnürchen. Drum wollte ich an meinem Lieblingsmeeting starten», sagte die Athletin noch am Mittwoch.

Manches Jahr lief es ihr an Meetings zwar wie am Schnürchen, aber an Grossanlässen stimmte im entscheidenden Moment jeweils etwas nicht. Nach der riesigen Enttäuschung an den WM 2011 (Rang 4) entschied sich Obergföll, die Hilfe eines Sportpsychologen in Anspruch nehmen. Mit einem Lächeln er-

zählt sie vom Gespräch beim ersten Aufeinandertreffen. Der Dialog ergab sich: «Was ist dein Ziel?» – «Ich will Olympiagold in London.» – «Du bist wie alle anderen, hast noch nichts gelernt.» Nach dieser klaren Ansage wusste Obergföll, dass die Chemie stimmt. Der Psychologe vermittelte ihr, dass das Ziel lauten muss: den Speer werfen, einen guten Job machen. Das, was sie oft verunsichert hatte, war fortan verboten: auf andere schauen. So simpel das klingt, so schwierig gestaltete sich die Umsetzung. Es brauchte viele Analysen und Anpassungen, aber irgendwann war die Idee im Kopf verankert. In Moskau machte sie «die letzten Prozente aus», ist Obergföll überzeugt.

An ihrer Zukunftsplanung ändert der Triumph nichts. Schon nach dem Gewinn von Olympiasilber in London hatte sie beschlossen, eine Saison anzuhängen und danach zu pausieren. «Seit 2005 stehe ich immer unter Druck, nun braucht es mal einen Tapetenwechsel», sagt die 32-Jährige. Wenn es nach ihr geht, darf es gerne eine Babypause sein: «Ich werde ein paar Damen fragen, die so etwas erlebt haben und in den Spitzensport zurückkehrten.» Der Sinn steht ihr nämlich nicht nach einem Karriereende. Das nächste erste Ziel sind die Sommerspiele 2016. Gross aber wird im September geheiratet. Auf die Hochzeit hatte der WM-Titel einen bedeutenden Einfluss: Ihr Partner Boris Henry hatte mit ihr gewartet, dass er im Falle eines Erfolgs den Namen Obergföll annehmen werde. Das ziehen sie jetzt durch.

AUS DEM LETZIGRUND BERICHTEN

Elmar Wagner (wag.), Remo Geisser (reg.), Benjamin Steffen (bsn.), Christine Steffen (cen.), Anja Knabenhans (ajk.), Christoph Schmid (cid.) und die Fotografen Christoph Ruckstuhl, Adrian Baer, Simon Tanner sowie Giorgia Müller.